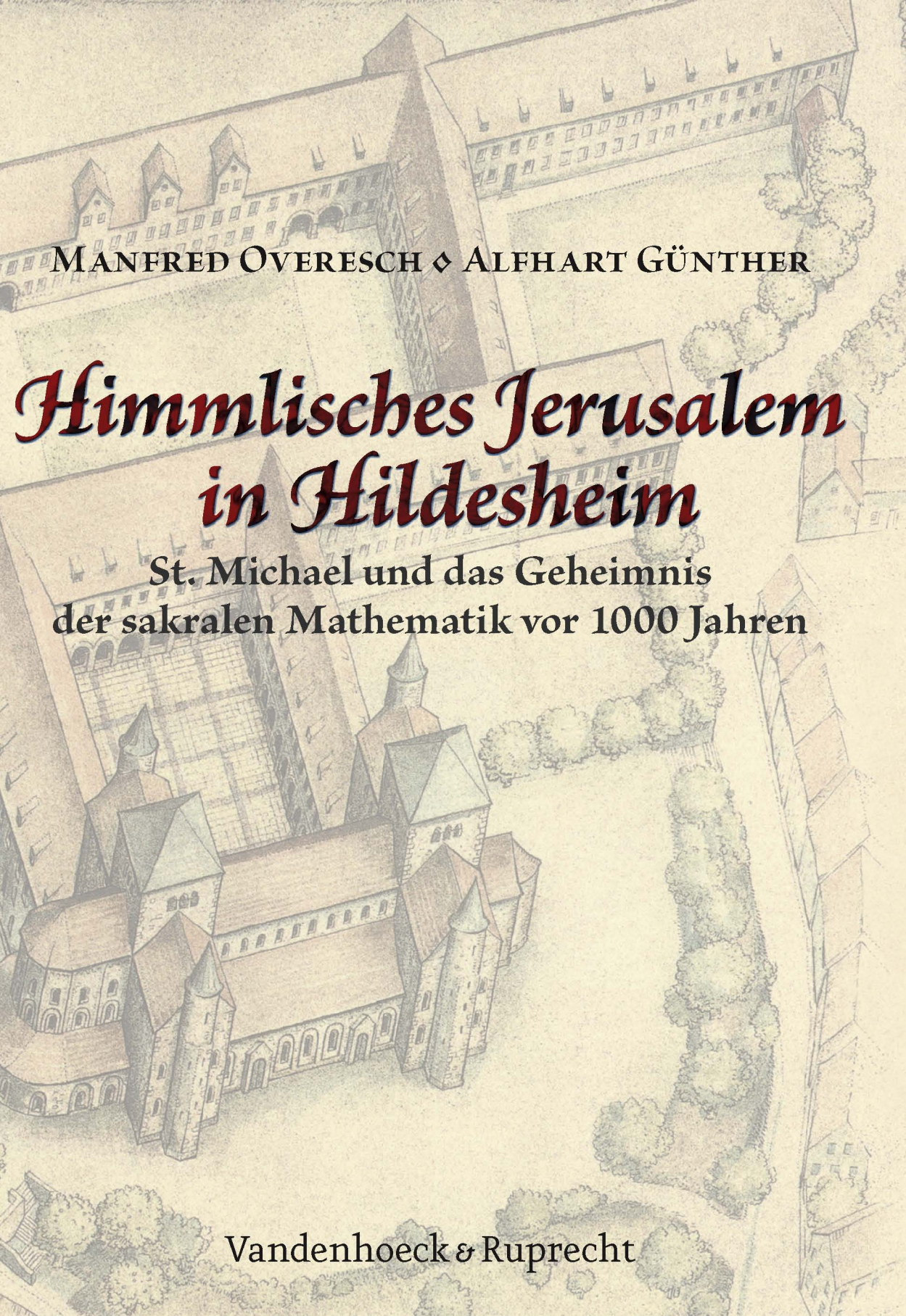




MANFRED OVERESCH ♦ ALFHART GÜNTHER

Himmliches Jerusalem in Hildesheim

St. Michael und das Geheimnis
der sakralen Mathematik vor 1000 Jahren

Vandenhoeck & Ruprecht



Manfred Overesch / Alfhart Günther

Himmolisches Jerusalem in Hildesheim

St. Michael und das Geheimnis
der sakralen Mathematik vor 1000 Jahren

Mit 75 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung:
St. Michael in Hildesheim: Entwurf des Architekten Walter Blaich
für den Wiederaufbau und die bernwardinische Rekonstruktion
der Gesamtanlage März 1946.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische
Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-55004-5

© 2009, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen / www.v-r.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG:
Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung
des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer
entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.

Satz und Litho: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Einleitung

Zeitgeist und Zufall. Eine christlich-jüdische Partnerschaft für den Wiederaufbau des Weltkulturerbes St. Michael nach dem Zweiten Weltkrieg	13
---	----

Teil I

Auf dem Weg ins sächsische Hildinshem

1. Kapitel

Auf der Sandbank der Zeit

Die Suche nach der Leitkultur in Bibel und Antike	33
---	----

2. Kapitel

Die Translatio Imperii Romani vom Mittelmeerraum nach Mitteleuropa

Von Konstantin d. Gr. zu Karl d. Gr. 312–800	47
--	----

3. Kapitel

Von einer heidnischen Randkultur zum ottonischen Europa

Das sächsische Jahrhundert 919–1002	59
---	----

4. Kapitel

Talent und Rätsel

Bernward – eine Jahrhundertgestalt im ottonischen Reichsepiskopat	75
---	----

Teil II
Das Himmlische Jerusalem.
St. Michael als sakrale Mitte der imperialen Herrschaft

5. Kapitel	
Die neuen Forschungsansätze	
Der Weg zur Erkenntnis des Spirituellen	91
6. Kapitel	
Das Sichtbare – die gebaute Theologie	
Die Gottesburg auf dem Hügel	126
7. Kapitel	
Das Messbare – die sakrale Mathematik	
Die Ästhetik des Unsichtbaren	153
8. Kapitel	
Bernwards Bronzegüsse und sein Sarkophag	
Die auseinandergerissene Einheit	194
Coda	
»Aber Du hast alles mit Maß, Zahl und Gewicht geordnet«	
Das Ideal mittelalterlich-christlicher Baukunst	206
Bildtafelteil	213
Anmerkungen	233
Verzeichnis der Figuren und Tabellen	255
Anhang	
I. Graphische Darstellungen	259
II. Aufmaße und Auswertung	298
III. Mathematische Methoden	310
Literaturverzeichnis	317
Bildnachweis	327
Personenregister	332

Vorwort

Die Kirche des europäischen Mittelalters ist ein Ort der Ballung, der Konzentration der Traditionen und des Glaubens, des Wissens und der Kunst; sie ist ein Ort des Ganzen ihrer Zeit. Gott ist an diesem Ort auf Erden gegenwärtig. Der Geist der Zeit, ihre Metaphysik, hat sich in ihm dargestellt. Die religiöse und auch die politische Macht wissen sich in ihm verkörpert. Der Mensch glaubt den Mittelpunkt und das Ziel seines Lebens unmittelbar vor Augen zu haben. Das Irdische ist hier mit dem Überirdischen verknüpft, das Erste und das Letzte gesagt, die Utopie real geworden, das Imaginäre fassbar. Der Kirchenbau ist der demonstrative Ort des Ganzen, die kunstvolle, virtuose und unbedingte Mitte des Lebens, die architektonische Affinität des Endlichen mit dem Unendlichen.

Diese Auffassung begann in Europa in der Spätantike und ist über das Mittelalter hinaus bis weit in die Neuzeit hinein unverändert geblieben. Als religiöse Tiefenstruktur schon in den frühesten Anfängen der Antike grundgelegt, hat das Christentum ein Erbe übernommen, mehr und mehr entfaltet und zu einer Kraft mit weltformender Wirksamkeit werden lassen. Jede Epoche hat ihr vorzüglichstes architektonisches und künstlerisches Können in Kirchenbauten vorgestellt, immer als Symbol, Vision und Versuch des Idealen. In unserer Zeit beginnt das in der Kirche Demonstrierte und Formkräftige fraglich zu werden. Viele drängen den Zeitgeist, über das Religiöse hinweg zu gehen, und sie legen besonders dem Christentum Legitimationszwänge auf, die es nicht erfüllen kann. Die ästhetische Berührung durch Kirchengebäude bleibt unbefragt, auch ihre stilistische Bewertung, die inhaltliche indessen wird in Zweifel gezogen, nicht von jedem, aber von vielen, nicht immer, aber oft.

Die Kirche St. Michael in Hildesheim ist ein vorzüglicher Ort des religiösen Selbstverständnisses im Mittelalter. Sie bietet sich heute geradezu als ein idealtypischer Ort der Rückbesinnung an. Vor 1000 Jahren wurde ihr Grundstein gelegt. Trotz aller programmatischen und mancher architektonischen Vergleichbarkeit mit anderen Kirchen ihrer Zeit und späterer Jahrhunderte wurde bei St. Michael 1010 ein Grundstein für ein Unikat gelegt. Für das Auge ist sie schnell als eine dreischiffige Kirchenanlage mit zwei starken Querschiffen, den darüber aufragenden beiden Vierungstürmen, den daran sich angliedernden vier Treppen- oder Glo-

ckentürmen sowie zwei abschließenden Hauptapsiden, einer östlichen und einer westlichen, wahrnehmbar, gebaut im frühromanischen Stil mit doppelter Symmetrie.

Dem mit der einstigen (uns Heutigen weitgehend abhanden gekommenen) Symbolsprache vertrauten Menschen vor 1000 Jahren offenbarte schon ein erster Rundgang viel mehr. Die Kirche erfüllt in ihrer Baugestaltung und Baubemessung den ebenso überragenden wie komplexen Gehalt der Bibel. Das architektonische Grundmuster der neutestamentlichen Verheißung, die 1009 (teilweise) zerstörte Jerusalemer Grabeskirche, die Anastasis, wird in den acht Pfeilern, zwölf Säulen und zwanzig Rundbögen wieder aufgenommen. Das Himmlische Jerusalem, im Alten Testament (Ezechiel) und im Neuen Testament (Offenbarung) als Wohnung bei Gott den Menschen verheißend, wird maßstabsgerecht kopiert. Schließlich wird die Majestas Domini, üblicherweise in der Kunst in einer Mandorla dargestellt, durch eine St. Michael ganz und exakt füllende Raute und die in deren vier Ecken gestellten Treppentürme präsent gemacht. Christus und seine vier Evangelisten und mit ihnen Gott und der Heilige Geist sind anwesend. Ein dreifaches architektonisches Programm definiert St. Michael in Hildesheim. Recht unmittelbar sieht man den apokryphen Bibeltext erfüllt: »Du (sc. Gott) hast alles mit Maß, Zahl und Gewicht geordnet« (Weish 11, 21).

Eine umfassende Maßanalyse (500–600 Einzelmessungen) sowie ihre graphische und mathematisch-geometrische Erschließung haben zu überraschenden Ergebnissen geführt. Die Grund- und Aufrissmaße von St. Michael sind harmonische Proportionen und von einem subtilen Netz regulärer Polygone (gleichseitiger Dreiecke, Quadrate, Pentagramme, Sechsecke, Oktogone, Zwölfecke) determiniert. Die Ecken und Kanten dieser Vielecke legen Hauptmaße der Kirche fest und dienen der Überleitung zum nächsten Polygon. Es existieren nur ganz wenige funktionslose Ecken. Die durchschnittlichen Differenzen zwischen den neunzig wichtigsten Aufmaßen der insgesamt 75 m langen und 40 m breiten Kirche und ihrem Polygonnetz liegen bei 4 cm. Das ist unter Beachtung der handwerklichen Ungenauigkeiten im Mittelalter nur ein Minimum. Damit scheiden Zufallsübereinstimmungen aus. Da die Polygone ausnahmslos Symbolgehalte besitzen, erkennt man hier eine weitere theologische Aussage, die, weil sie nicht dem Auge, sondern nur dem messenden und rechnenden Verstand zugänglich ist, die sakrale Mathematik genannt sei, der stille Dialog mit Gott.

Die Maßanalyse kann nicht an der Erkenntnis vorbeigehen, dass die zur Konzeption des Polygonnetzes erforderliche Mathematik um das Jahr 1000 in Europa nicht zur Verfügung stand, nicht einmal den Ibero-Arabern im Südwesten, dem heutigen Andalusien. Beherrscht wurde sie in den ostarabischen Kulturzentren, z. B. in Bagdad, Damaskus und Kairo, aber auch in Byzanz. Von dort kam 968

Theophanu, die spätere Kaiserin und Frau Ottos II. Das legt den Schluss nahe, dass sich in ihrem Gefolge auch hochkarätige Mathematiker befunden haben müssen, die dem Hildesheimer Bauherrn Bernward in der Zeit, in der er als Mitglied der Kanzlei und als Erzieher des Kronprinzen Otto (III.) am königlichen Hofe war, beim Entwurf von St. Michael zur Hand gegangen sind. Das ist eine völlig neue, sich aber aufdrängende Erkenntnis. Der Bauplan übernimmt tatsächlich Ideen der byzantinischen Reichskirche, der Hagia Sophia, die ihrerseits Proportionen des salomonischen Reichstempels in Jerusalem übernahm.

Die sich dem Betrachter nicht sofort erschließenden Maße sind für das Verständnis des Kirchenbaus entscheidend. Eines der geometrischen Resultate ist die Erkenntnis, dass St. Michael in Hildesheim ein Kubus ist von 100 Fuß = 1200 Zoll Kantenlänge (1 Zoll = $1/12$ Fuß = 27,77 mm, 1200 Zoll = 33,33 m). Das entspricht, natürlich verkleinert, jenen Maßen, die in der biblischen Offenbarung für den Bau des Himmlischen Jerusalems vorgesehen waren: »Und die Stadt liegt viereckig, und ihre Länge ist so groß als die Breite. Und er (sc. der Engel) maß die Stadt mit dem Rohr auf zwölftausend Feld Wegs. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich.« (Offb 21,16).

Das architektonische Programm der Kirche wird ergänzt durch sein ikonoplastisches. Die zweiflügelige Tür im Westen, das Bernwardgrab, die Christussäule und ein zwölfteiliger Radleuchter, alle in der Kirchenachse nach Osten hin gelegen, ergänzen die Architektur. Dabei sind die Säule unter dem Vierungsbogen im Osten und das Bernwardgrab in der Krypta im Westen genau jene 42 m voneinander entfernt, die wir in Jerusalem von Golgatha bis zum Christusgrab messen.

Bischof Bernward hat die zwei Großbronzen erstellen lassen, die Säule, welche in 24 Szenen die im Neuen Testament überlieferten Taten Christi als Bildprogramm nach dem Vorbild der römischen Trajan-Säule erzählt, und die große zweiflügelige Tür, welche je acht Szenen des Alten und des Neuen Testaments (im Folgenden AT bzw. NT) einander gegenüberstellt. Dabei sind die jeweiligen Bildprogramme so miteinander verbunden, dass die acht neutestamentlichen Szenen des rechten Türflügels genau jene 24 Szenen der Säule aussparen. Die Autoren des Buches gehen von dem Gedanken aus, dass eine so hochwertig und durchdacht architektonisch gebaute und ikonoplastisch ausgestattete bernwardinisch-romanische Kirche ihre Sinnhaftigkeit nicht in einer einfachen bischöflichen – schon ursprünglich für Bernward gedachten – Memoria erfüllt sehen kann. Vielmehr müssen Auftrag und Gestaltung des Kirchenbaus in einen größeren Zusammenhang eingeordnet werden.

Die Bauidee der Kirche ist eine Neuentdeckung. Die Forschung hat das bisher nicht gewusst. Ihre Erklärung muss im Verständnis der Zeit gesucht werden; sie ist kein Zufall. Man kann nicht am Herrschaftsverständnis Ottos III. vorbeigehen, nicht an der Beeinflussung durch dessen byzantinische Mutter Theophanu, aber

auch nicht an dem von dieser als Prinzenenerzieher für Otto III. und nachfolgend als Bischof von Hildesheim eingesetzten sächsischen Adelspross Bernward. In diesem Umfeld suchen die Autoren die Antwort. Sie befragen die Idee einer imperialen Zielsetzung der Kirche im ottonischen Kerngebiet. Sie diskutieren den Gedanken einer möglichen Memoria für Otto III., bestätigen aber auch, nachdem alle vorherigen Lösungen durch die genealogische Katastrophe des frühen Todes Ottos III. 1002 obsolet geworden waren, die tatsächliche Memoriafunktion für Bernward, den Bischof von Hildesheim.

Die ottonische Zeit kannte noch keine systematisch entwickelte Herrschaftstheologie. Sie kannte aber das Verlangen nach einer himmlischen Orientierung des irdischen Lebens. Dafür war der König/Kaiser der wesentliche Transformator; der Papst war im 10. Jahrhundert zumindest im sächsischen Raum und im politischen Rahmen eines ottonischen Reichskirchensystems noch nicht eine gleichwertige oder gar, wie von Gregor VII. gut 100 Jahre später im *Dictatus Papae* und in *Cannossa* so beansprucht, eine höherwertige Instanz. Könnte die Michaeliskirche in Hildesheim, gebaut als Himmlisches Jerusalem, Anastasis und Majestas Domini, als ein erster Bau einer sich entwickelnden Herrschertheologie verstanden werden? Das Wissen der damaligen Zeit wäre dann später verloren gegangen, noch ehe es sich so recht festgesetzt hätte, denn der letzte Ottone, Heinrich II., verließ als durch seinen Vater Heinrich d. Zänker bereits bayerisch orientierter Herrscher die sächsischen Stammlande und versuchte die Reichsmittel im fränkischen Bamberg neu aufzubauen.

Das zentrale Thema des Buches wird bewusst in einen größeren historischen Zusammenhang gestellt. Zwei Fragen müssen zunächst aufgeworfen und beantwortet werden: (a) Welches Gedankengut musste ausgebildet worden sein, das sich als inhaltlich und qualitativ so hochwertig und lebensorientierend erwies, so dass es tradierfähig wurde? (b): Wie verliefen die Wege der Über- und Weitergabe des Traditionsgutes, bis dieses schließlich in Hildesheim 1010 ankam? Teil I des Buches dient den Antworten auf diese beiden Fragen. Der Inhalt der im östlichen Mittelmeerraum sowie im Vorderen Orient und in Ägypten ausgebildeten und dann von dort aus weitergegebenen Kultur wird zuerst angesprochen. Diese ist in der Antike und im Frühmittelalter immer zugleich eine politische und eine religiöse gewesen. Sie wurde schon mit Beginn der Kulturfähigkeit des Menschen als eine geistliche verstanden. Sie ist zuerst nur in Mythen darstellbar gewesen, im Laufe der Jahrhunderte aber immer mehr von Logik befragt sowie schriftlich und dialogisch fassbar geworden. Sie war anfänglich für ein unstetes Leben gedacht, deswegen sprechen die Autoren von einer Sandbank (1. Kap.). Sodann wird die Übertragung der in ihrem Ursprung mediterranen imperialen Herrschaftsidee, die *Translatio Imperii Romani*, nach Norden über die Alpen in die Randkulturen der damaligen euro-

päischen Ökumene, beschrieben, zunächst in die prädestinierte karolingische im Nordwesten, danach in die sächsische im Nordosten. Dieses gedankliche Vorgehen der Autoren verlangt eine zwar knappe und eingeschränkte, aber deutlich auf das Thema bezogene politische und kulturpolitische Geschichtsdarstellung (2.–4. Kap.). Teil 2 des Buches bildet den Kern. Hier werden in allen Details die neuen Zahlen- und Maßanalysen vorgestellt, um die gebaute Theologie und die sakrale Mathematik verständlich werden zu lassen. Beigefügte Bilder und Graphiken werden das Gesagte sichtbar machen.

Eingeleitet wird das Buch von einer ganz ungewöhnlichen Vor-Geschichte, dem Wiederaufbau der Michaeliskirche nach ihrer Zerstörung am 22. März 1945. Durch den damals eingetretenen, unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und dem nationalsozialistischen Holocaust so gar nicht vorstellbaren Zufall einer christlich-jüdischen Partnerschaft konnte die Kirche in einem nach 1945 nur ganz kurze Zeit (bis 1947) bestimmenden Zeitgeist, der nach Dignität und Authentizität verlangte, in ihrem bernwardinisch-ottonisch-romanischen Ursprungsstil wieder aufgebaut werden. Das allein gab ihr die Chance, ab 1980 als zweites deutsches Monument – nächst dem Aachener Münster (1978) – für die Aufnahme in die von der UNESCO aufgelegte Liste des Weltkulturerbes diskutiert zu werden. Damalige (Wiederauf-) Baumeister und UNESCO-Zensoren wussten nicht, welches ganz und gar singuläre Juwel der christlichen Baukunst und des christlichen Bauverständnisses sie mit der Michaeliskirche in Hildesheim vor sich hatten. Sie anerkannten die romanische Ursprungsarchitektur. Doch es ist mehr. St. Michael ist als Himmlisches Jerusalem, Anastasis und Majestas Domini ein Unikat in Europa, ja in der Welt. Bei keiner anderen Kirche sonst steht die Mathematik so sehr im Dienste der Theologie und ihrer umfassenden Botschaft.

Die Autoren verantworten in interdisziplinärer Kooperation das Buch gemeinsam, die Arbeit haben sie sich geteilt. Manfred Overesch schrieb als Historiker die Einleitung, den ersten Teil und die Coda, Alfhart Günther als Physiker den zweiten Teil (mit den Anlagen). Zu danken haben wir den stets hilfsbereiten Damen und Herren der Archive. Für Gespräche, Kritiken und Anregungen danken wir Prof. Dr. Manfred Balzer, Dr. Michael Braune, Günter Fröhlich, Andreas Lemmel und Jürgen Oesterley. Für die Mithilfe bei den Korrekturen danken wir Gerhard Möller. Die Erinnerung an den Architekten Walter Blaich, den protestantischen Pfarrer Kurt Degener und den jüdischen Geschäftsmann Bernard R. Armour, die drei Initiatoren der bernwardinischen Renaissance von St. Michael, wollen wir lebendig halten.

Alfhart Günther
Manfred Overesch

Dezember 2008

Einleitung

Zeitgeist und Zufall. Eine christlich-jüdische Partnerschaft für den Wiederaufbau des Weltkulturerbes St. Michael nach dem Zweiten Weltkrieg

Im Januar 1947 begann am Gymnasium Andreanum in Hildesheim wie an allen anderen Gymnasien der damaligen deutschen Länder das erste Nachkriegsabitur mit den schriftlichen Arbeiten. Im Fach Deutsch wählte der Primaner Wolfgang von Buch das Thema: »Wie kann man in der Not der Gegenwart noch nach den sittlichen Forderungen des Christentums leben?«¹ Buch war zu dieser Zeit 19 Jahre alt (geb. 15. Oktober 1928). Erlebt hatte er das Dritte Reich mit größtmöglicher Intensität. Geboren auf einem 500 Jahre im Familienbesitz befindlichen vorpommerschen Gut in der Uckermark, wurde er 1942 mit seiner Klasse des Joachimsthaler Gymnasiums von Templin aus in den eroberten »Warthegau« verschickt, um hier für neun Monate auf einer neu eingerichteten SS-Schule an sich selbst und für andere nationalsozialistische Ausbildungsinhalte zu demonstrieren, z. B. diesen Grundsatz: »Der völkische Staat hat [...] seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten.«²

Der Schulversuch scheiterte aus politisch-pädagogischen Gründen. Die Klasse wurde nach Templin zurückgeschickt, doch man zog die jetzt 15-Jährigen bald als Luftwaffenhelfer zur Flak ein, zunächst nach Stettin, dann nach Greifswald. Nach einjähriger Dienstzeit bekam Buch den »Marschbefehl zu einer Infanterie-Einheit in Potsdam in die Hand gedrückt«.³ Im März/April 1945 wurde er bei den besonders dramatischen und verlustreichen Endkämpfen um Berlin eingesetzt. Um ihn herum fielen die Altersgenossen in großer Zahl, auch sein bester Freund und Kamerad aus der Schul- und Luftwaffenhelfer-Zeit, der MG-Schütze II, der also den Patronengurt ständig nachlaufen lassen musste: »Wir riefen uns einiges zu, plötzlich hörte ich besonders nah ein Scharfschützen-Explosionsgeschoss, sein Stahlhelm flog an mir vorbei; als ich mich umdrehte, lebte er schon nicht mehr. Er war das einzige Kind seiner alten, verwitweten Mutter.«

Buch überlebte als einer der wenigen seiner Einheit und kam am 2. Mai in russische Gefangenschaft. Darüber schrieb er in seinem Lebenslauf für das Andreanum: »Diese Zeit war die furchtbarste meines Lebens. [...] Begriffe wie Mensch, Charakter und Sitte gerieten durch Hunger und Futterneid vollständig ins Wanken.« Die

Russen entließen den gerade einmal 17-Jährigen nach vier Monaten wegen seiner Jugend und Unterernährung. In all den vagabundierenden Strömen der Evakuierten, Vertriebenen, Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter, den Völkerwanderungen der 35 Millionen im 20. Jahrhundert, die 1945 über die Straßen Mitteleuropas zogen, führte oft der Zufall Regie. Buch fand seine Eltern und auch überlebende Geschwister wieder. Die Familie durfte in einem der katholischen Stiftsdörfer in der Nähe Hildesheims Quartier nehmen. Von dort aus ging der Sohn im Herbst 1946 auf das Gymnasium Andreanum in dieser Stadt.

Eine solche Vorgeschichte muss man sich vor Augen halten, um einen an Jahren noch sehr jugendlichen, an Lebens- und vor allen Dingen Todeserfahrungen aber sehr weit vorangeschrittenen Menschen zu verstehen, der in dem besonders kalten Januar 1947 seinen Abituraufsatz über die sittlichen Forderungen des Christentums »in der Not der Gegenwart« zu schreiben versuchte. Buch richtete seinen Rückblick auf die Vorfahren, denen »die Religion der Hort« war, aus dem »man durch die Jahrhunderte die Kraft (schöpfte), sich zu erneuern, die Kraft, Mensch zu werden«. Er wendete seinen Rückblick auf die Gegenwart, auf den »Ausnahmestand« seiner Lebenszeit, listete seine Beobachtungen auf, registrierte das Unerhörte, aber jetzt auch Alltägliche. Der Primaner wehrte sich gegen das Diktum Bertolt Brechts: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!« (Dreigroschenoper, Denn wovon lebt der Mensch?) Und trotz aller moralischen Entkräftung fand er seine Devise: »Ein echter Mensch, ein guter Christ kann immer und unter allen Umständen als solcher leben und handeln.«

Die Not des Schülers, der beobachtende Blick, seine hin und her sich wendenden Urteile, seine tastenden Worte sind nicht überraschend. Wäre es anders, müsste man von einer unechten, opportunistischen Haltung sprechen. Denn der hier als Beispiel eines Abiturienten vorgestellte Schüler – keine Erfindung, sondern ein konkreter Fall – ist der Typ aus der Flakhelfer-Generation. Er hat die von der NSDAP vorgeschriebenen Jugendwege durchlaufen, er ist ein Überlebender, während die Kameraden neben ihm an den letzten Einsatzorten fielen, er ist, literarisch gewendet, Bölls »Wanderer, kommst du nach Spa ...«, der nach der Front in die Schule zurückkehrt. Er hat das damals unvorstellbare Glück gehabt, zu leben, weiter und neu zu leben. Es fehlt ihm nur das Orientierungswissen, das verlangte tiefere Nachdenken, eine gewisse Systematik, um in eine jetzt freie Gesellschaft eintreten zu können, um diese ideell und tatkräftig mitgestalten zu können. Er steht vor dem Nichts. »Vor dem Nichts rafften wir uns auf.« Diesen Appell von Karl Jaspers aus dem November 1945⁴ könnte unser Abiturient gehört haben, aber er wüsste ihn nicht zu befolgen. Für eine solche Kehrtwendung, eine sichere Zielaufnahme, ist er zu stark geprägt durch den Nationalsozialismus, zu geschunden durch den Krieg, zu skeptisch für hohle Worte, aber wohl auch zu intelligent.

Dennoch, der beurteilende Deutschlehrer brachte für das Unvollkommene, Ringende, auch Zweifelnde, aber dennoch entschlossen Suchende im Charakter seines jungen Abiturienten kein rechtes Verständnis auf. Er wusste mit dem Typus eines um sein bisheriges Leben eher betrogenen, zumindest verführten, weil in die Brutalität kommandierten Angehörigen der Flakhelfer-Generation nichts rechtes anzufangen. Selbst konnte der Lehrer über die vergangenen zwölf Jahre eines sich tausendjährig dünkenden Reiches mit einer eleganten, aber völlig unreflektiert bleibenden geistigen Flanke hinwegsetzen und sich wieder im Neuhumanismus der Weimarer Republik zu Hause fühlen. Aus diesem (Un-)Vermögen heraus beurteilte er den gedanklich sicher unfertigen, aber ernsthaft anfragenden Deutschaufsatz mit »Ungenügend«. Der Schüler habe »das Thema nicht ganz richtig verstanden«, er lasse Aussagen zum »Wie« des Christentums in der Gegenwart vermissen; außerdem gebe es Formfehler.

Ein pädagogischer Skandal, natürlich, damals wie heute. Die Generation der Lehrer billigte 1946/47 der Generation der Abiturienten keine quälende Reflexion zu; vielmehr forderte sie die Präsenz, ein Bekenntnis zum geradezu kanonischen Inhalt des Christentums, abrufbar, ja deklinierbar mit allen Büchern und Episteln des Alten und des Neuen Testaments, gebrauchsfertig, portioniert für alle (gänzlich neuen!) Lebenslagen nach dem Zweiten Weltkrieg. Was das Dritte Reich mit ständigen Propagandawogen der geistigen Trivialität in alle privaten und erst recht in alle öffentlichen Sphären des Lebens hineingeschwemmt und -gedrängt hatte, sollte der junge Mensch mit einer schnellen geistigen Abwendung verlassen und sich der Tradition aus Bibel und Antike wieder zuwenden. Nachzudenken wurde ihm nicht die Zeit gegeben, nicht das Verständnis angeregt für das, was der Nationalsozialismus gewesen war, womit er seine Brutalität und imperialistische Zielsetzung verdeckt hatte.

Wir stehen heute mit großem Erstaunen vor der für uns völlig durchsichtigen Tatsache, dass der sich messianisch anpreisende und schnell auch so gepriesene Hitler – man denke nur an seinen ersten Auftritt als Reichskanzler im Berliner Sportpalast am 10. Februar 1933: Millionen würden einst begrüßen »das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue Deutsche Reich der Größe und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen.« – das deutsche Volk auf einen Gewaltmarsch ins Nichts führte. Diese pompöse Dramaturgie der Gefolgschaft, die mitreißende Choreographie der Ekstase, die verzaubernde Inszenierung der Trivialität, die melodramatische Weihe der Leere, schließlich der freiwillige Zwang zur Volksgemeinschaft und der kulturlose Kult von Befehl und Gehorsam mit der Banalität des Barbarischen – alles inszeniert als Positionslichter für die Sandbank der Zeit, alles endend in einer Apokalypse.

Die Flakhelfer-Generation stand 1947 noch wehrlos vor der überstandenen Lebensbedrohung und der als Tatsache zwar vergangenen, aber in ihrer nachhallenden Wirkung doch nicht überwundenen nationalsozialistischen Indoktrination und Kriegspolitik. Die Schulen, die Bildungspolitik, ja der Zeitgeist überhaupt boten, dies zumindest im Westen Deutschlands, das Christentum und den antiken Humanismus als Orientierungshilfen an. Was der Studienrat des Andreanums gedanklich einforderte, sprachen Vordenker seiner Zeit in vielen, vor allen Dingen Zeitschriften-Publikationen, Vorträgen oder ersten Unterrichtsrichtlinien als neuen Lehrstoff und als geistige Lebenshilfe an. Frappierend sind das Tempo, der schnell formulierte Inhalt, die unbedingte Gewissheit, ja die Zielsicherheit des Urteils, mit der man Authentizität und Dignität aus der deutschen Kulturgeschichte ableitete. Denken wir an eine Kreideanschrift in der Münchener Feldherrnhalle. Dort stand geschrieben: »KZ Dachau – Velden – Buchenwald: Ich schäme mich, dass ich ein Deutscher bin! Goethe – Diesel – Haydn – Rob. Koch: Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein!« In diesem Motto bot sich ein Ansatz zur Renaissance an, der genutzt wurde. Auffällig schnell wuchs aus dem Scheiterhaufen das Bemühen um eine Renaissance von Humanismus und Christentum. Es ging darum, die vielen entleert, verwildert und vereinzelt lebenden Menschen, die in ihrer sozialen und geistigen Heimatlosigkeit als Displaced Persons desintegriert und mit Wolfs- und Robinson-Mentalitäten deformiert waren, wieder in ihrer eigenen Vergangenheit zu beheimaten. Thomas Mann, Adolf Grimme oder Karl Jaspers wurden zu meinungsbildenden Kräften der Zeit. Vor allen Dingen der damals in Heidelberg lehrende Philosoph Jaspers gab das kulturpolitische Stichwort der Zeit aus: »Vor dem Nichts rafften wir uns auf.« Er empfahl die geistige Rückkehr der Deutschen zu Bibel und Antike.

In diesen so auffällig schnell – aber auch nur für kurze Zeit – zur Verfügung stehenden Zeitgeist gliederte sich auch das Abitur 1947 ein. Wolfgang von Buch hat es in jenem Gymnasium Andreanum in Hildesheim bestanden, das, als innerstädtisches Gebäude selbst zerstört, auf dem Gelände des zur mittelalterlich-romanischen Kirche St. Michael gehörenden ehemaligen Benediktinerklosters neu erbaut wurde. Hildesheim war in seiner Innenstadt am 22. März 1945 durch einen Angriff von 227 Lancaster-Bombern und acht begleitenden Moskito-Jägern zu 80 Prozent zerstört worden. Die vom britischen Luftmarschall Harris (Bomber-Harris) befohlene Aktion hatte den Code: »Finneck« (Finneck ist im Englischen ein gebratener Schellfisch). Über sechzig Bomben hatten allein den Michaelishügel getroffen. Die Kirche war zu 60 Prozent zerstört, das sich im Norden anschließende Kloster ebenfalls in großen Teilen.

An dieser Stätte kam es 1946/47 zu einem geradezu sensationellen Zusammenwirken von Zeitgeist und Zufall. Pfarrer an St. Michael war damals Kurt Degener. Er war eine kraftvolle Persönlichkeit, bibelfest, rhetorisch begabt, organisations-

gewandt, allen Menschen offensiv zugetan, nicht ohne Autoritätsbewusstsein. Er besaß ein Verständnis für Geschichte allgemein, ein Urteilsvermögen für seine Zeit, d. h. die des Dritten Reiches und die der Nachkriegsjahre, eine Sensibilität für romanische Architektur und ihre kunsthistorische Ausdruckskraft. In allem kein Epiker, eher ein Dramatiker, war Degener kein Mann langer Reden, sondern der Taten und kurzer Sentenzen: »St. Michael liegt als eine gewaltige Ruine oben auf dem Hügel, rings nichts als Trümmer, erschütternd.«⁵

Der Pfarrer schrieb dies am Abend des 31. März 1946 an seinen Bruder Fritz, der seit 1930 als Geschäftsmann in Chicago/USA lebte. Das Datum – ein Jahr nach der Zerstörung Hildesheims – darf keineswegs als verspätet für einen solchen Familienbrief eingeschätzt werden, denn aus der Britischen Zone Deutschlands konnte man erstmals am 1. April 1946 wieder Briefe ins Ausland verschicken. Kurt schrieb seinem Bruder Fritz am 12. Juni 1946 einen weiteren. Dieser enthielt den entscheidenden Satz: »Meine wichtigste Aufgabe ist jetzt der Wiederaufbau von St. Michael.« Und dann kam der Zusatz: »Ich brauche Geld.« Eine phantastische Geschichte begann.

Keineswegs war Degener bis dahin untätig gewesen. Im Gegenteil, am 4. Oktober 1945 hatte er seine Gemeinde erstmals zu Spenden und Aktionen (Entrümmung des Kirchengrundstücks) aufgerufen. Er selbst hatte sich mit RM 200,- an die Spitze einer Spendenliste gesetzt. Bei einem eigenen Monatsgehalt von 500,- RM war das für einen Familienvater mit Frau und drei Kindern kein unerheblicher Betrag. In der Weihnachtszeit und über den Jahreswechsel 1945/46 hatte Degener bereits 22.121,50 RM einsammeln können.⁶ Um Großspenden warb er unter anderem bei Firmen in Hannover wie Sprengel und Bahlens. Auf diese Weise hatte er bis zum Frühjahr 1946 eine Gesamtsumme von 40.000 RM zusammengetragen. Das war ein erheblicher Anfang, aber eine fast unerhebliche Teilsumme der später einmal mit 1,7 Millionen RM/DM errechneten Gesamtbaukosten.

»Ich brauche Geld.« Mit diesem Ruf vom 12. Juni 1946, in die USA gerichtet, fand der Pfarrer ein Echo. Auch mit ungebremsster Phantasie könnte man sich die erfahrene Reaktion kaum so ausdenken, wie das Leben sie damals geschrieben hat. Gehen wir der Geschichte mit schnellen Schritten, aber doch so bedacht nach, dass das Ungewöhnliche, nicht so Vorstellbare, ja Sensationelle deutlich wird. Es ist wichtig und richtig, das zu tun, weil am Ende dieses Weges die Vergabe des Weltkulturerbe-Titels für die wieder aufgebaute Michaeliskirche in Hildesheim stand und weil erst durch die architektonisch-bernwardinische Renaissance das heutige Wissen um den Charakter der Kirche als eines Himmlischen Jerusalems überhaupt möglich geworden ist.

1874 gründete Dr. Friedrich Heyden im sächsischen Radebeul die Heyden-Chemie-Fabrik. Er wurde später dafür vom deutschen Kaiser geadelt. Es war die

Zeit, in der die industrielle Revolution mit Macht den deutschen Wirtschaftsraum erfasste, phasenverschoben zu Frankreich, wo dasselbe eine Generation vorher einsetzte, und zu Großbritannien, wo derselbe Prozess schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts begonnen hatte. Die deutsche Reichsgründung von 1871 und die fünf Milliarden Goldfrancs, die Frankreich als Kriegskontribution an Deutschland zu zahlen hatte, wirkten als verstärkende Impulsgeber auf die naturwissenschaftliche und technische Entwicklung ein. Sachsen wurde ein wichtiger deutscher Industrie-
raum.

Die Heyden-Fabrik⁷ griff damals Forschungen des Leipziger Universitäts-Chemikers Prof. Dr. Adolf Wilhelm Hermann Kolbe auf, der 1858 erste Ergebnisse für ein Verfahren zur Herstellung aromatischer Hydroxydcarbonsäuren (Kolbe-Schmitt-Synthese) vorgelegt hatte, die für die Entdeckung von Salicylsäure und ihrer künstlichen Synthese wichtig waren. Diese Forschungen wurden nun in Radebeul fortgesetzt und gediehen schnell bis zur industriellen Produktionsreife dieser das Fieber senkenden Mittel. Neben dem pharmazeutischen Produkt entwickelte man bei Heyden auch Süßstoffe. Die Firma weitete sich aus, gründete Filialen, z. B. in Berlin, aber auch in Übersee, besonders in den USA. Hier entstanden 1900 die Heyden Chemical Works in Garfield/NY. Das sächsische Unternehmen wurde seit 1958 als VEB Chemische Werke Radebeul geführt, fusionierte 1961 mit dem Arzneimittelwerk Dresden und wurde 1991 von der Asta-Medica-AG aufgekauft.

In die Berliner Filiale der Heyden-Chemiefabrik trat in den zwanziger Jahren Fritz Degener, der ältere Bruder des Pastors Kurt, ein. Er wurde dabei bekannt mit dem US-Bürger Bernard R. Armour, der, seit 1922 Mitarbeiter der amerikanischen Firma, sich am Ende der zwanziger Jahre als Volontär zeitweise in Radebeul, Dresden und Berlin aufhielt. Ihm folgte Degener 1930 in die USA und wurde, als Armour Präsident der Heyden-Chemical-Corporation mit dem Hauptsitz in New York wurde, dessen wichtiger Filialleiter in Chicago. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde diese Verbindung für den Wiederaufbau von St. Michael schlechthin konstitutiv.

Der Hildesheimer Pastor Kurt Degener erfuhr durch seinen Bruder Fritz bald von der Existenz des Herrn Armour, ja von dessen Interesse, sich gedanklich mit den Lebensverhältnissen einer Familie im kriegszerstörten Deutschland zu beschäftigen und nachzuvollziehen, wieso Menschen in ihrer existenziellen Not auch, ja zuerst an den Wiederaufbau einer zerstörten Kirche heranzugehen wagten: »My heart does go out to him in the agony he has gone through.« So schrieb Armour voller Bewunderung über Kurt Degener am 13. September 1946 dessen Bruder Fritz nach Chicago.⁸ Das Bild, das dieser ihm von Kurt beigelegt hatte, interpretierte Armour gleich sehr animiert: »[...] in studying his face, I see a very human generosity.« Das war mehr als nur charmant. Er selbst, so Armour weiter, erinnere

sich an seine Jahre in Deutschland, damals, vor 1930, an Gespräche über deutsche Philosophie und Kunst, über den Freiheitssinn der Deutschen und ihre Kunstfähigkeit. Er wolle helfen, »the horrible results of Naziism« zu überwinden.

Der New Yorker Geschäftsmann begann sofort damit, CARE-Pakete nach Hildesheim zu schicken. Sechs Wochen später waren bereits vier angekommen. Die fünfköpfige Pastorenfamilie war begeistert. Seinem Bruder Fritz schrieb Kurt am 26. Oktober voller Emphase: »Stellt Euch vor! Das erste Paket enthielt Vitamine, ein ganzes Paket von Flaschen und Fläschchen. Der Zollbeamte fragte, ob wir damit die ganze Gemeinde vergiften wollten.«⁹ Man kannte damals in Deutschland solche substituierenden Pharmazeutika nicht. Degeners selbst wussten gar nicht, wie sie damit umgehen sollten. Vater Kurt wollte es der Familie vormachen. Er nahm die Pille, bestehend »aus einem schwarzen, schokoladenähnlichen Gebilde von einer gummiartigen Festigkeit«, biss mit dem mutigsten seiner beiden Söhne »dieses Gummi kaputt: [...] und eine schaurig schmeckende Flüssigkeit versetzte uns in Entsetzen«. Dann begriff man schnell, was man zu tun hatte, nämlich die Kapsel als ganze zu schlucken.

Geschichten dieser Art amüsieren den heutigen Leser. Das Leben in Deutschland unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war rückständig, von Katastrophen bestimmt. Überleben konnte man am besten, wenn man wieder Jäger und Sammler wurde. Noch konnten nur wenige am American way of life teilnehmen und den Übersee-Überfluss als Lebenshilfe empfangen. Degener gehörte seit dem Herbst 1946 zu diesem auserwählten Kreis. Der Zufall hatte ihm und seiner Familie diese Chance in die Hand gespielt. Die für alle schlechte Ernährungslage – »Pro Monat pro Person ein Ei« –, der Hunger besonders nach Fett – »Man könnte glattweg 2, 3 Esslöffel ohne Brot essen. So fetthungrig ist man.« –, die daraus resultierende körperliche Schwäche – »Wir sind durchweg sehr ausgedörrte und matte Leute.« – all dies teilten die Degeners mit den meisten anderen Deutschen.¹⁰

Das änderte sich aber für sie erfreulich schnell. Armour organisierte seine Hilfsaktionen mit den Erfahrungen eines großen Geschäftsmannes. »Die Pakete aus Amerika«, so schrieb Degener seinem Bruder am 26. Oktober 1946, »rollen jetzt hier auf dem Zollamt laufend ein.«¹¹ Lebenskraft, Handlungswille und die Orientierung auf eine Zukunft meldeten sich in einem solchen Satz zurück. Der Pastor wagte es, dem ihm noch unbekannten Gönner sein Hauptanliegen, seine Lebensaufgabe vorzutragen. Vorsichtig leitete er es in seinem ersten direkten Brief an Armour Ende September 1946 so ein: »St. Michael has been called the most beautiful church north of the Alps.« Es gehe ihm und vielen anderen in Hildesheim um »the question of restoring a world famous sanctuary«.¹² Die Geschichte des Wiederaufbaus der bernwardinischen Kirche St. Michael begann.

Am Anfang stand eine nicht unerhebliche Irritation. Kurt Degener erfuhr von

seinem Bruder, dass Bernard R. Armour Jude sei. Er reagierte verhalten: »Den Mann würde ich gerne kennen lernen. Ja, auch einmal religiös mit ihm Austausch halten. Er scheint ja wirklich gläubiger Jude zu sein. Das kann man wohl aus seinen biblischen Anmerkungen schließen.«¹³ Aber der protestantische Pfarrer scheute den Dialog. Er hatte auch Angst gegenüber seinen Mitchristen in Hildesheim. Gerade jetzt, im Winter 1946/47, wurden die Ausmaße des Holocaust langsam bekannter. Bei dem »Wilhelmstraßen-Prozess« (Fall 10), einem der sog. Nürnberger Nachfolgeprozesse vor dem Alliierten Militärtribunal, war im Frühjahr 1947 erstmals ein Schlüsseldokument des nationalsozialistischen Antisemitismus bekannt geworden, die einzig erhaltene (von 30 ausgestellten) Ausfertigung des Ergebnisprotokolls der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942.¹⁴ Das ganze Ausmaß und die Systematik des Judenmordes wurden nun erstmals in Deutschland öffentlich diskutiert. Degener bekam das mit. Durfte ein deutscher Christ die Wiederaufbauhilfe eines jüdischen Geschäftsmannes für eine von Briten zerstörte protestantische Kirche in Deutschland annehmen? Die Frage gewann grundsätzliche Bedeutung. Wie konnte sie beantwortet werden?

Als Fritz Degener seinem Bruder Kurt Anfang März 1947 signalisierte, Armour wolle die Finanzierung des Wiederaufbaus leisten, aber nicht allein, sondern zusammen mit einem Freundeskreis, war der Pfarrer erleichtert und begeistert zugleich: »[...] es wäre zweifellos gut, wenn in dem Konsortium, das Mr. Armour sammelt, auch Christen wären, so dass wir sagen könnten, edle Spender aus Amerika haben uns geholfen, auch Christen.« Er warb regelrecht um das Verständnis seines Bruders: »Deutschland lebt in tausend Ängsten. Es ist daher nicht einfach zu leben. Ich kann das alles nicht so schreiben. Du musst es mehr fühlen. Jedenfalls wäre es nicht unwesentlich, wenn auch Christen dabei wären.« Entschuldigend sagte er abschließend seinem Bruder: »Das kann ich natürlich nicht Herrn A. sagen. Ich würde verletzen. Das möchte ich nicht und das darf ich nicht. [...] Man sollte doch annehmen, dass Herr A. auch Christen als Freunde hat, nicht? Für mich handelt es sich nur um ganz praktisch bestimmte Auswirkungen, die ich ernstlich befürchten muß.«¹⁵

Zum Zeitpunkt dieses Briefes (11. April 1947) hatte Armour in New York seine Hilfsentscheidung bereits vorangetrieben. Mit Berichten und Bildern hatte Degener ihm die kulturhistorische, aber auch die politische Bedeutung von St. Michael vor Augen zu führen versucht. Armour wusste, dass es sich um eine frühromanische, dreischiffige Basilika mit zwei Querschiffen, zwei Hauptapsiden und zwei Vierungstürmen sowie vier Glocken- bzw. Treppentürmen handelte, deren Grundstein der Hildesheimer Bischof Bernward 1010 gelegt hatte. Vom besonderen biblischen Programm der Architektur war nicht die Rede gewesen. Allem Anschein nach kannte Degener das selbst nicht.

Aber die politische Bedeutung der Kirche kam zur Sprache. Man sah diese damals nicht im Mittelalter, sondern in der Gegenwart des ausbrechenden Kalten Krieges. Hildesheim lag am östlichen Rande der britischen Zone, gerade einmal eine Panzerstunde von der innerdeutschen Demarkationslinie entfernt. Das gegensätzliche Denken zwischen christlichem Abendland im Westen und atheistischem Kommunismus im Osten artikuliert sich mehr und mehr. Armour war Geschäftsführer eines großen pharmazeutischen Konzerns in den USA, er hatte an dem Krieg der Vereinigten Staaten gegen Deutschland in Europa teilgenommen – nicht als Person direkt, sondern als ein wichtiger Wirtschaftsführer. Seine Heyden-Corporation hatte neben Kampfstoffen für die Bazooka (Panzerfaust) vor allen Dingen Penicillin für die amerikanischen Truppen hergestellt, und das als singulärer Produzent in großen Mengen. Acetylsalicylsäure und Süßstoffe waren hinzugekommen. Der Firmenumsatz war dadurch von 6 Millionen Dollar (1940) auf 18 Millionen (1946) gestiegen.¹⁶ Armour hatte dabei Profite gemacht und vor allen Dingen persönliche Kontakte zum amerikanischen Kongress und zur Generalität der US-Army gewonnen. William A. Draper etwa, nach dem Zweiten Weltkrieg Stellvertreter von Lucius D. Clay in Deutschland, bezeichnete er als seinen Freund (»my dear friend«).

Das wurde für St. Michael jetzt wichtig. Armour verfolgte von New York aus das Geschehen: die Rede seines Außenministers Byrnes am 6. September 1946 in Stuttgart, mit der die USA ihre Deutschlandpolitik änderten, das New Yorker Abkommen zwischen Byrnes und Bevin vom 2. Dezember 1946, mit dem die USA und Großbritannien die Vereinigung ihrer beiden Zonen zur Bi-Zone vom 1. Januar 1947 an beschlossen, schließlich den Verlauf der am 10. März 1947 in Moskau begonnenen Außenminister-Konferenz der vier Signatar-Mächte (mit Einschluss Frankreichs) des Potsdamer Kommuniqués vom 2. August 1945. Es ging in Moskau zwar um den Abschluss eines Friedensvertrages mit Deutschland, aber es wurde in der sowjetischen Metropole nur noch ein Schaukampf mit dem Anschein von Verhandlungen vorgeführt. In Washington waren bereits die Grundsätze einer policy of containment gegenüber dem kontinental-europäischen Sicherheits- und Expansionsanspruch Moskaus formuliert worden. Präsident Truman kündigte am 11. März 1947 den freien Völkern die amerikanische Unterstützung gegen eine kommunistische Bedrohung an (Truman-Doktrin). Man brach die Konferenz in Moskau ab. Der US-Außenminister Marshall kommentierte am 24. April die Lage treffend: »Der Patient wird schwächer, während die Ärzte beraten.«¹⁷

Diese politischen Vorgänge verfolgte Armour. Er konnte seinen Freund Draper, der mit der amerikanischen Delegation auf der Moskauer Konferenz weilte, bewegen, dort in Kontakten mit den Briten eine politisch begründete und spezielle Wiederaufbauhilfe für St. Michael genehmigt zu bekommen. Hildesheim lag

bekanntlich in der britischen Zone. Diese Hintergründe bewegten Armour zu seinem entscheidenden Brief vom 11. Juni 1947 an Pastor Degener: »Ich versichere Ihnen hiermit, dass ich die von Ihnen genannte Summe in der vollen Höhe (sc. 1,2 Millionen RM) für Sie beschaffen kann zur Vollendung Ihres Zieles, dem vollkommenen Wiederaufbau von St. Michael.«¹⁸

Dem Kirchenvorstand schrieb Armour am 9. September 1947 ähnlich: »Ich halte es für ein Vorrecht, bei dem Wiederaufbau von St. Michael mithelfen zu dürfen, und ich bin dem Allmächtigen dankbar, dass er mich dazu auserwählt hat, mitzuhelfen, weil sich mir die Möglichkeit dazu bietet.«¹⁹ Fast beängstigend, weil unreflektiert und offenbar unberührt von der nationalsozialistischen Vergangenheit, lobte Armour Deutschland und die Deutschen: »Ich kenne die Deutschen in Deutschland und ebenso die vielen Deutschen, die hierher auswanderten und die neben hervorragenden Brüdern unseres Landes Beispiele des besten Typus der Menschheit geworden sind.« Wo blieb, so möchte man heute fragen, die kritische Distanz gegenüber jenem Volk der Dichter und Denker, das auch das Volk der Richter und Henker geworden war? Zumindest kam sie damals Armour nicht in den Sinn. Er lebte unverändert entsprechend einer jüdisch-humanistischen Traditionsvorgabe.

Als Hanns Lilje sich bald nach seiner Wiederwahl zum Bischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannover auf Bitten Degeners in die brieflichen Kontakte mit Armour einschaltete, bestätigte dieser auch ihm seine Hilfszusage und brachte den deutsch-amerikanischen sowie christlich-jüdischen Dialog am 3. Dezember 1947 auf eine letzte Höhe: »St. Michael soll ein Turm des Lichtes für Deutschland und Amerika sein, es soll den Geist der Nächstenliebe und des guten Willens dem Mitmenschen gegenüber verkünden, wie es der Allmächtige uns lehrt; denn die wirkliche Auffassung des Begriffes ›Brüderliche Gemeinschaft‹ kommt genauestens in den religiösen Offenbarungen der Bibel zum Ausdruck.«²⁰

Zu diesem Zeitpunkt, im Dezember 1947, war bereits die kunsthistorisch so grundlegende Entscheidung gefallen, St. Michael nach jenem Baugedanken wieder aufzubauen, »wie ihn sich Bernward vorgestellt hat«. Dafür hatte der damalige Hildesheimer Architekt Walter Blaich eine wesentliche Vorleistung erbracht.

Blaich (11. Januar 1901 bis 15. März 1991) war ein Urschwabe aus Leutkirch in Oberschwaben. Er hatte sich früh und später immer wieder an eigener Poesie versucht, hatte dann aber Architektur an der TH in Stuttgart studiert. Sein wichtigster Lehrer war dort jener Prof. Paul Bonatz, der den Stuttgarter Hauptbahnhof baute. Blaich kam 1937 als Baurat nach Nürnberg und entwarf dort u.a. eine Studie für jene Achse, die aus der Nürnberger Innenstadt ins Reichsparteitagsgelände führen sollte (sog. »Blaich-Achse«). Albert Speer, gerade damals mit Planung und Bau der neuen Berliner Reichskanzlei beschäftigt, erfuhr davon und erweiterte die Skizze

eigenhändig. Er wollte Blaich mit der Bauleitung des »Märzfeldes« beauftragen. Dieser lehnte jedoch die rein organisatorische Aufgabe nach einigen Monaten ab. Daraufhin wurde er – zwei Wochen vor Beginn des Polenfeldzugs und militärisch bisher nicht ausgebildet – sofort zur Wehrmacht eingezogen. 1941 konnte Blaich sich nach den Polen- und Frankreich-Feldzügen, aber vor dem Unternehmen »Barbarossa«, daraus lösen und in Hildesheim die Stelle eines Stadtbaudezernenten annehmen. Er legte zwar einige Plan-Studien für den Straßenbau vor, musste aber vor allem den Objektschutz für die öffentlichen Gebäude und Kirchen dieser Stadt besorgen sowie Bunker bauen.

Im Frühjahr 1946, genau ein Jahr nach dem großen Angriff auf Hildesheim am 22. März 1945, entwarf Walter Blaich auf dem Küchentisch seiner kleinen Familienwohnung in Hildesheim, umgeben von vier Kindern, den Plan für die bernwardinische Renaissance der Michaeliskirche und des dahinterliegenden ehemaligen Klosterkomplexes der Benediktiner.²¹ Er nannte den Plan »eine Ideenskizze«. Sie wurde aber wesentliche Grundlage für eine große Konferenz, zu welcher der niedersächsische Landeskonservator Dr. Hermann Deckert die Kunsthistoriker und Architekten, Kollegen seines Amtes und Spezialisten aus ganz Deutschland für den 16. Juli 1947 nach Hildesheim eingeladen hatte. Anwesend waren damals neben Degener und Deckert Prof. Uvo Hölscher, Prof. Rosemann aus Göttingen, Prof. Dr. Dr. Frebold aus Hannover, Dr. André und Dr. Roggenkamp; dazu kamen der Hildesheimer Baurat August C. Gothe, der Diplom-Ing. Wiegand, der Regierungsrat Kraatz als Vertreter der Provinzialregierung, der Stadtbaudirektor Bernhard Haagen, der Maler und Restaurator Joseph Bohland, Dr. Beyse vom Landeskirchenamt in Hannover, der Regierungsbaumeister Haase als weiterer Vertreter der Stadt Hildesheim sowie Baurat Walter Blaich und weitere Herren als »besondere Freunde der Kirche«. 19 Personen, ein wahres Konsilium, waren am 16. Juli 1947 auf dem Hildesheimer Michaelishügel versammelt.

Die Atmosphäre dieser wichtigen Konferenz entnimmt man am besten den Briefen Degeners. Einfühlsam hatte dieser an Armour am 11. August 1947 geschrieben, es sei vor knapp einem Monat eine große Expertengruppe in »einem herrlichen romanischen Saal, der zum Kreuzgang gehört«, zusammengekommen. Das war romantisch überhöht, schließlich saßen an jenem 16. Juli 1947 die 19 Personen, 18 Männer und eine Frau, an einem heißen Sommertag in einer Ruine unter freiem Himmel, aber am rechten Ort, im Nordwesten der Michaeliskirche: »Die Wände«, so lesen wir in dem Brief weiter, »waren mit alten und neuen Abbildungen von St. Michael geschmückt, neuen und uralten Plänen, anhand deren die Verhandlungen geführt werden konnten.« Die Atmosphäre sei heiter gewesen: »Ich konnte die Herren mit Zigaretten erfreuen, die ich durch meine Brüder (sc. Fritz und Hans aus den USA) erhalten hatte. Alle Herren konnte ich zu einem einfachen,

aber dennoch netten Mittagessen einladen, da sie ja fast alle von auswärts kamen. Dazu konnte ich Lebensmittel aus Ihren Paketen, die Sie uns sandten, einsetzen. Alles das erhöhte selbstverständlich die Atmosphäre und gab allem einen gewissen Glanz. [...] Mein Frau und die Jugend aus der Gemeinde«, damit schloss Degener seinen Brief an Armour, »hatten für alles sehr schön gesorgt, so dass wir von St. Michael in Form waren. Sie hätten dabei sein müssen und hätten Ihre Freude an Organisation und Geist dieser sehr wichtigen Zusammenkunft gehabt.«²²

Seinem Bruder Fritz hatte Degener bald nach dieser Expertensitzung über sein Verhalten weniger lyrisch, sondern direkt und deftig geschrieben: »Ich muss auch so aufwarten können und antreiben. Verstehst Du? Will ich was schaffen, so darf ich nicht wie ein ganz armer Popel dastehen. Es muss die offene Hand da sein. Gedüngter Boden trägt! Aber Verschwendung wird sorgsam vermieden.«²³

Man beriet an jenem 16. Juli 1947 grundsätzlich das Thema »Richtlinien für den Wiederaufbau der Michaeliskirche«. Landeskonservator Deckert unterstrich die Bedeutung von St. Michael: »Geistlicher und kultureller Mittelpunkt«, der Architekt Roggenkamp hielt ein einleitendes kunsthistorisches Referat, das für die Beschlussfassung wesentlich wurde. Als Ergebnis hielt man für die Gesamtanlage fest:

»Es ist einhellige Ansicht aller Beteiligten, dass der Zusammenhang zwischen den Gesamtbaulichkeiten des Klosters und der Kirche gewahrt bleibt. Insbesondere gehört der Kreuzgang mit dem Innenhof und dessen Aufbauten als sog. ›Heiliger Bezirk‹ untrennbar zur Kirche. Prof. Rosemann und Stadtbaudirektor Haagen befürworteten den Plan der Evangelischen Landeskirche, der eine Gesamtanlage für kirchliche Zwecke auf dem Gelände vorsieht und in einem Entwurf von Baurat Blaich dargestellt ist. Auch der Landeskonservator hält eine solche Gesamtanlage für wünschenswert, die nicht allein auf architektonischen Erwägungen beruht, sondern als eine lebendige Aufgabe unserer Zeit den Geist der alten Überlieferung wahrt.« Damit war die »Ideenskizze« Walter Blaichs vom März 1946 im Juli 1947 zum Beschluss erhoben. Den »Geist der alten Überlieferung« wollte man restaurieren. Die bernwardinische Renaissance war das Programm. Hinter der Formulierung »eine Gesamtanlage für kirchliche Zwecke« stand die Überlegung, den Sitz der EKD von Berlin nach Hildesheim in die wiederaufgebaute Klosteranlage von St. Michael zu verlegen.

Die konkreten Bauüberlegungen galten jedoch am 16. Juli 1947 allein der Kirche. Zu ihren Vierungstürmen im Westen wie im Osten hieß es im Protokoll: »Hauptgesimshöhe nach Rekonstruktionszeichnungen Dr. Roggenkamps. Dachform: Zeltdach. Dachneigung: noch festzulegen durch Modell und Hilfsgerüst am Bau. Glocken aus statischen Gründen nicht in die Vierungstürme. Denkbar: vielstimmiges Glockengeläute mit kleineren Glocken, vielleicht in den Treppentürmen. Westvierungsturm in Eisenfachwerk zur Entlastung der beschädigten Vie-

rungspfeiler. Plattenverkleidung möglich. Vergleich mit ottonischem Mauerwerk. Möglichst leichte Konstruktion der Außenmauern wegen Bodenbelastung. Fenster dreiteilig, Rotuli etwas tiefer als im Entwurf.«²⁴

Für den östlichen Vierungsturm traf man die Entscheidung, dass dieser erst beim Bau des Ostchores aufzumauern sei. Für die vier Treppentürme an den Stirnseiten der Querschiffe wäre die endgültige Bestimmung ihrer Höhe nach dem Ausbau der Vierungstürme festzulegen. Eine allzu große Höhe wies man wegen der Bodenbelastung und aus ästhetischen Gründen zurück. Für die südliche Seitenschiffswand sollte die jetzige gotische Form – entgegen der Ideenskizze Blaichs – erhalten bleiben, ein Umbau in der früheren romanischen Form sei später »anzustreben«.

Bei der wichtigen Frage nach der Ostorientierung der Kirche wurde »fast einstimmig« die Ausrichtung der Kirche beschlossen: »Hauptaltar vor der Ostapside. Orgel im Westchor. Hier viel Raum für Aufstellung einer besonders schönen und großen Orgel und eines Chors zur Pflege geistlicher Musik (eine besondere Aufgabe für die Michaeliskirche, Musik dann im Rücken der Gemeinde).«

Für die Hauptapsis im Osten wurde festgelegt, dass ihre beiden Seitenapsiden zweifellos zweigeschossig zu sein hätten. Über zwei konkurrierende Vorschläge sollte später entschieden werden. Der Westchor sollte das dort im 17. Jahrhundert aufgestockte Obergeschoss wieder verlieren, da es ohnehin baufällig sei und die Fundamente entlastet werden müssten. »Bernwards Werkstatt ist möglicherweise nicht wieder aufzubauen, da sie die Klarheit der Baukörper beeinträchtigt. Wiederaufbau aber im Hinblick auf gottesdienstliche Nutzung zu erwägen.« Schließlich wurde für die Decke im Hauptschiff festgelegt, dass die alte romanische (Bilder-) Holzdecke wieder anzubringen sei. Unklar blieb in dem Augenblick noch, ob die Vierungsdecken wegen des Lichteinfalls nicht höher sein sollten.

Zusammenfassend muss man sagen: Der heiße Sommertag des 16. Juli 1947 ist für den Aufbau der Michaeliskirche im bernwardinischen Sinne von grundlegender Bedeutung geworden. Das 20. Jahrhundert wird restaurieren, was das 11. Jahrhundert gebaut und das 17. Jahrhundert zerstört hatten. Eine kleine Reminiszenz gehört noch hierhin: Pastor Degener verwies im Dezember 1947 den Architekten Blaich etwas brüsk von der Baustelle. Er war ihm nicht energisch genug, wie er sagte. Blaich war dem Pfarrer in einem Punkt zu energisch: Er wollte das Klostergelände auch wiederaufbauen, Degener wollte das zugunsten des (seines) wilhelminischen Pfarrhauses nicht. Blaich musste gehen. Leise Wehmut berührte ihn. Er ging ein letztes Mal durch die im Dezember 1947 bereits neu eingedeckte Kirche und sagte danach mit einem feinen Lächeln seinem draußen wartenden Sohn Rainer: »Ich glaube, Bernward ist mit mir zufrieden.«²⁵ In der Tat, das konnte der Bischof auch sein.

Der jüdische Geschäftsmann Armour aus New York konnte seine Zusicherung, den Wiederaufbau vollständig zu finanzieren, nicht in die Tat umsetzen. Er starb überraschend am 1. Dezember 1949. Seine Hilfsbereitschaft aber bewirkte 1947 den Entschluss für die bernwardinische Renaissance der Kirche und ließ den Einfluss der Moderne noch unbeachtet. Der kam erst ab 1948 und hat – z. B. – den Wiederaufbau des Hildesheimer Doms wesentlich – aber nicht zu dessen Vorteil – beeinflusst.

Was man 1947 und in den folgenden Jahren in St. Michael wieder aufbaute, wusste man damals nicht so genau. Die Beziehungen der Maße zum Himmlischen Jerusalem des alttestamentlichen Propheten und der neutestamentlichen Offenbarung blieben unerkannt. Man hat sie aber – fast – rekonstruiert. Bevor wir die weit zurückgreifenden Überlegungen des Mittelalters und seiner antiken Vorgaben diskutieren und dabei nach den Motiven einer himmlischen Versicherung irdischen Tuns fragen, wollen wir zunächst noch die Entscheidung der UNESCO von 1985 referieren, St. Michael den Weltkulturerbe-Status zu verleihen.²⁶

Am 4. Dezember 1985 nahm die »United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization« (UNESCO) in ihre am 16. November 1972 begründete Liste des zu schützenden Kultur- und Naturerbes der Welt 29 Objekte neu auf. Darunter waren neben dem Pont du Gard in Frankreich, der Felsenstadt Petra in Jordanien, der Altstadt von Konstantinopel oder Santiago de Compostela in Spanien die evangelisch-lutherische Pfarrkirche St. Michael in Hildesheim und auch der dortige Dom Mariä Himmelfahrt. Damit enthielt die »World Heritage List« zu diesem Zeitpunkt 408 Eintragungen. Hildesheim konnte sich in ihr neben den Pyramiden von Gizeh, der Kathedrale von Chartres oder der antiken Altstadt Roms wiederfinden.

Diese für die Bundesrepublik Deutschland, das Land Niedersachsen und die Stadt Hildesheim so willkommene Entscheidung hatte sich damals über mehr als fünf Jahre hingezogen. Begonnen hatte die Diskussion schon im April 1980. Damals erarbeitete die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger Deutschlands eine Vorschlagsliste solcher (west-)deutscher Kulturdenkmäler, die man nächst dem Aachener Dom (1978) gern in die UNESCO-Liste aufgenommen sähe. Neun Objekte wurden benannt und in eine gewünschte Rangfolge gebracht: St. Michael in Hildesheim, der Dom in Speyer, die Würzburger Residenz, die Elisabeth-Kirche in Marburg, die Lübecker Altstadt, das Schloss in Heidelberg, die Wallfahrtskirche »Die Wies«, die Walhalla bei Regensburg und die Hufeisensiedlung in Berlin.

Die in ihren Qualitätsansprüchen durchaus heterogene Vorschlagsliste ließ einen erklärten deutschen Wunsch erkennen: Man wollte politisch und kulturhistorisch konsequent sein. Deswegen sollten der karolingischen Aachener Basilika die ottonische Hildesheimer Michaeliskirche und der salische Speyerer Dom an

zweiter bzw. dritter Stelle folgen. Nach diesen Reichsgründungsmonumenten des frühen und hohen Mittelalters ließ sich eine buntere Reihenfolge denken. Ein solches ausgeprägt historisches Bewusstsein war zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nicht überraschend oder gar zufällig, sondern ein Zeichen dieser Zeit. Die (West-)Deutschen suchten nach ihrer Identität. Dem sehr abstrakten (Habermas-)Vorschlag, einen Verfassungspatriotismus als Identitätsmerkmal derer, die in Deutschland lebten, anzustreben, wurde vielerorts die Reaktivierung eines konkreten historischen Bewusstseins und gerade der historischen Architektur-Kulissen entgegengesetzt, z. B. in Hildesheim. Dort leitete die am 19. Januar 1983 begründete »Initiative Bürger helfen ihrer Stadt« den Wiederaufbau des weltberühmten Knochenhauer Amtshauses und überhaupt die architektonische Musealisierung des alten Marktplatzes ein. Nicht anders ist jene gleich 46 Positionen umfassende zweite deutsche Vorschlagsliste zu verstehen, mit der das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus bei allen (west-)deutschen Landesämtern für Denkmalpflege, der Ständigen Kultusministerkonferenz (KMK) und dem Bonner Auswärtigen Amt am 27. März 1984 für eine abschließende Summe historischer Erinnerungsorte mit einer das Bewusstsein der Bevölkerung geradezu definierenden Qualität warb. Die Liste ist so nie weiter verfolgt worden, besonders nach 1990 nicht. Als sich ab 1989 das teilstaatlich-westdeutsche in ein gesamtstaatlich-deutsches Bewusstsein wandelte, wurden demonstrativ im Dezember 1990 Potsdam mit seinen Schlössern und Parks sowie Glienecke und die Pfaueninsel für die Liste des Weltkulturerbes von deutscher Seite vorgeschlagen und von der UNESCO auch sofort aufgenommen. Bis 1999 sind dann in diese Liste insgesamt 22 deutsche Objekte eingetragen worden.

Doch zurück zu Hildesheim. Als das Auswärtige Amt 1981 den Dreivorschlag St. Michael, Dom zu Speyer und Würzburger Residenz einreichte, nahm die UNESCO nur die beiden letztgenannten auf. Das als Auswahlkomitee vorgeschaltete Pariser »International Council of Monuments and Sites« (ICOMOS) begründete im Mai 1982 die Ablehnung Hildesheims damit, »dass St. Michael nach den schweren Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs sehr radikal restauriert« worden sei. Es liege eine »wissenschaftliche Neuschöpfung des baugeschichtlich erforschten Zustands des 11. Jahrhunderts unter Verwendung originaler Teile und unter Negierung späterer geschichtlicher Fakten« vor. Das müsse man als ein Ausschlusskriterium werten.

Die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland legte der KMK im September 1982 eine Stellungnahme vor, welche die kunsthistorische Problematik aller europäischen Kulturdenkmäler zur Sprache brachte. Zudem war sie von jenem Dr. Hartwig Beseler verfasst worden, dem damaligen Vorsitzenden dieser Vereinigung, der über die Baugeschichte von St. Michael bis

1947 gearbeitet und darüber durch Hans Jantzen, den deutschen Nestor ottonischer Baukunst schlechthin, promoviert worden war. Beseler benannte das grundsätzliche Problem: »Im Original erhaltene Baudenkmale sind in Zentraleuropa praktisch nicht mehr vorhanden. Lediglich in Ländern der Dritten Welt, die seit Jahrhunderten sozial und wirtschaftlich stagnieren, mögen sie Wirklichkeit sein. Durch kriegerrische Erschütterungen betroffene Länder wären dagegen schwers-tens benachteiligt, denn Instandsetzungen der betroffenen Bauten sind unmöglich ohne tiefere Eingriffe in die Bausubstanz (nach Veränderungen des statischen Gefüges, Materialzerrüttung, Witterungseinflüssen).« Die lange Geschichte, die Abfolge verschiedener Kunstepochen und die Einwirkung von Kriegen ließen in Europa gar keine originalen Kulturdenkmäler aus längst vergangenen Jahrhunderten zurück. Das müsse man bei der UNESCO berücksichtigen.

Wenn nun, wie im Falle der Hildesheimer Michaeliskirche geschehen und erst durch die ruinöse Wirkung des Zweiten Weltkriegs möglich geworden, eine restaurierende Annäherung an den mittelalterlichen Ursprung versucht worden sei, so müsse man diesen Vorgang positiv bewerten: »Die ottonische Originalsubstanz des Schöpfungsbaus von Bischof Bernward war nahezu vollständig erhalten, sie konnte ohne Abstriche gesichert und erhalten werden. Lediglich die Veränderungen des 13., 17. und 20. Jahrhunderts sowie die gesamten Dächer waren zerstört. Die Wiederaufbaumaßnahmen haben die rüden Veränderungen nach einem Einsturz des 17. Jahrhunderts wieder rückgängig gemacht und damit den Eindruck des ottonischen Schöpfungsbaues verstärkt. An bemerkenswerter Bausubstanz wurde lediglich die Aufstockung des Westchores des 13. Jahrhunderts mit statischer Begründung abgetragen. Hinzugefügt wurden die drei Ostapsiden und der östliche Vierungsturm aufgrund von Ausgrabungsergebnissen und sorgfältiger Auswertung älterer Bildquellen.«

Diese Darstellung Beselers vom 2. September 1982 fasste die gesamte Baugeschichte von St. Michael zusammen, die damals nicht ganz klärbare bernwardinisch-ottonische Ursprungsform der doppelchörigen Basilika mit den zwei Querarmen, zwei Vierungstürmen und vier Treppentürmen, den im Laufe der Jahrhunderte immer wieder eintretenden Teilverfall – im 13., 16., besonders im 17. und dann noch einmal im 19. Jahrhundert – und schließlich den nach dem Zweiten Weltkrieg durchschlagenden Willen des Bauherrn und der verantwortlichen Denkmalpfleger, eine möglichst bernwardinisch-ottonische Renaissance zu versuchen. Beseler hatte sein Gutachten mit der nachdrücklichen Empfehlung geschlossen, die Bundesrepublik Deutschland solle vor der UNESCO »den Antrag aufrecht« halten. Im anderen Falle würde sie »eine bedenkliche Entwicklung für die Nominierung von Baudenkmalen zur Liste des Welterbes« einleiten, nämlich die Missachtung zwingender denkmalpflegerischer Eingriffe in gerade in Europa

über Jahrhunderte gewachsene – und veränderte oder zerstörte – kulturhistorische Bausubstanzen.

Die Regierung tat das nicht 1983, als sie erfolgreich die Wallfahrtskirche »Die Wies« nominierte, und auch nicht 1984, als die Schlösser Augustusburg und Falkenlust in Brühl aufgenommen wurden, aber 1985. Das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege hatte zuvor, im Sommer 1984, die thematische Erweiterung »St. Michaelis und bernwardinische Großbronzen« am Dom ins Gespräch gebracht. ICONOS schlug daraufhin vor, Deutschland solle die Michaeliskirche und den Dom insgesamt benennen, da man die Ausstattung einer Kirche – in diesem Fall die Bernwardtüren und die Christussäule als die beiden Großbronzen – nicht von der umgebenden Architektur trennen könne. Die Kommission verwies auf das Beispiel des Abendmahl-Frescos von Leonardo da Vinci, das auch zusammen mit seiner Mailänder Kirche Santa Maria delle Grazie, in dessen Refektorium es sich befinde, nominiert worden sei.

Dieser Gedankenprozess führte schließlich, fünf Jahre nach seinen Anfängen, zu dem Ergebnis, dass am 4. Dezember 1985 St. Michael und der Dom in Hildesheim in die Liste des Kultur- und Naturerbes der Welt aufgenommen wurden. Die UNESCO würdigte drei Kriterien: die »einzigartige künstlerische Leistung« bei der bemalten Decke der Michaeliskirche und den Bronzegüssen Bernwards, den »großen Einfluss [...] auf die Entwicklung der Architektur«, den St. Michael ausgeübt habe, und »ein außergewöhnliches Zeugnis von einer untergegangenen Kultur«, das beide kirchlichen Gebäude ablegten.

Für die protestantische Kirche machte sich die UNESCO das Urteil zu eigen: »St. Michael ist einer der wenigen Großbauten der Zeit um 1000 in Europa, der ohne einschneidende Verstümmelungen oder weitgehende Überformungen vom Baudetail bis zur Großform noch einen geschlossenen Eindruck des künstlerischen Wollens vermittelt. Die Ausgewogenheit des inneren Raumgefüges wie des äußeren Massenaufbaus ist im Rahmen der zeitgenössischen Architektur eine individuelle Leistung von hohem Rang. Dabei ist die geometrisch klare Strukturierung von Grund- und Aufriss und die Rhythmisierung aller Gliederungen von hoher Musikalität. Aus dieser Grundhaltung leitet sich die hier voll zur Geltung gebrachte Erfindung der ausgeschiedenen Vierung ebenso ab wie die des gebundenen Systems im Wechsel von Pfeilern und Säulen. Die bezwingende Frontalität der äußeren Erscheinung wie die Aufnahme des Würfelkapitals im Innenraum rühren aus der gleichen gestalterischen Intention, die auf eine in sich stimmige und geschlossene Ganzheit zielt.«²⁷

Diese vom April 1980 bis zum Dezember 1985 geführte und dann mit dem erfreulichen Ergebnis abgeschlossene Diskussion ist beispielhaft und grundlegend für die Geschichte des Weltkulturerbes überhaupt geworden. An der bernwardi-